

25]

Gyldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Skjoldborg.
(Schluß.)

Still, ohne weiter ein Wort zu sagen, geht jeder in seine Behausung hinein zum Mittagessen.

Der erste, der sich wieder draußen zeigt, ist der rote Jens. Aber bald gesellen sich andere zu ihm.

„Das sieht nicht zum besten aus für uns!“ jagt einer.

„Wohin sollen wir ziehen, wir vielen Menschen?“ fragt ein anderer, den Kopf schüttelnd. „Das ist eine schlimme Geschichte.“

Der rote Jens zerrt seinen langen Bart. „Per Holt ist ein eigensinniger Patron. Er hat immer Nummer 1 sein wollen.“

„Es wäre trotzdem besser, Du ließeſt ihn ungehoren,“ bemerkt der neue Hänſler, der mit zur Deputation gehört hat.

„Das ist nun auch einerlei,“ ruft der rote Jens, „aber jetzt wollen wir uns, Gott verdamme mich, eine Flaſche Brautwein holen laſſen, denn einen vergnügten Nachmittag, den wollen wir wenigstens davon haben!“

Sie ſehen ſich alſo in die Stube des roten Jens, wo die Frau automatisch ein- und ausgeht mit lebloſen Augen, die wie Bleikugeln in der aſchgrauen Haut liegen.

Bolette aber raſt. „Biſt Du denn ganz verrückt geworden, Du alter Narr!“ jagt ſie zu ihrem Mann. „Man ſollte es beinahe glauben. Solchen Hofuſpokus anzufangen! Glaubſt Du, der Kammerherr wird ſich ſo etwas gefallen laſſen? Das iſt dieſer Per Holt; aber ich werd' ihm ſchon ordentlich die Leuten ſehen, dem Burſchen. . . Du brauchſt Deinen dämlichen Kopf nicht zu ſchütteln, denn hören ſollſt Du es, und wenn's auch meine letzten Worte ſein ſollten.“

Jakobus ſiſt ganz ſtill.

Bolette aber raſt wie ein böſer Geiſt von Haus zu Haus, aus der einen Tür heraus und zur anderen wieder hinein.

Wie ſie bei Per ankommt, ſiſen Niels Rön, der große Paul und Palle dort und beſprechen die Situation.

Sie reiſt die Tür auf und beginnt ohne Einleitung: „Ihr ſeid mir nette Mannsleute! Hier ſiſt Ihr und quatiſcht am hellſchten Arbeitſtag! Was bildeſt Du Dir denn eigentlich ein, Per Holt? Deine Meinung iſt ja wohl, daß wir nackt unter Gottes freiem Himmel daſtehen ſollten! Aber Du biſt, hol's der Henker, nur ein armer Teufel, Per Holt, das ſage ich Dir, und ich denke, Du wirſt hier wohl die längſte Zeit Deine Poſſen getrieben haben.“

Ebenſo ſchnell, wie ſie gekommen, verſchwindet Bolette wieder, die Tür hinter ſich krachend ins Schloß werfend. Die Männer ſetzen ihre Unterredung fort, als ſei nichts geſchehen.

Inzwiſchen ſchleicht ſich Jakobus vorſichtig, damit ihn niemand ſieht, hinter den Häuſern fort und kommt auf den Gutſhof.

Hier geht er ſpähend umher, biſ er den Verwalter ſieht.

„Na—a, ſeid Ihr noch nicht abgereiſt?“

„Ich glaube nicht, daß etwas daraus wird!“

„Nicht? . . . Ihr verdientet, ordentlich eins auf den Schnabel zu kriegen!“

Jakobus krant ſich den Nacken: „Man kann doch wohl wiederkommen?“

„Ich—ha— das weiß ich nicht.“ Der Verwalter ſieht ſehr bedenklid drein. „Wir können Leute genug kriegen, a—a—ber, der Kammerherr iſt ja ein humaner Mann, und Sie ſind ja ſeit vielen Jahren auf dem Gute, — Sie können es ja mal verſuchen! Gehen Sie zu ihm.“

Der Verwalter entfernt ſich eilig.

Nach einer Weile kommt Jakobus mit vergnügtem Geſicht aus der weißen Pforte heraus und ſchreitet mit wichtiger Miene den Stänerhäuſern zu.

Vor der Wohnung des roten Jens ſtehen etliche von der Geſellſchaft draußen und erfahren, daß er wieder angenommen iſt.

„Es iſt möglich, daß Ihr andern auch wieder angenommen werdet,“ jagt er. „Aber ſputen müßt Ihr Euch; denn ſie können Leute genug kriegen!“

„Naa, das hat wohl auch noch biſ morgen Zeit!“ ruſen ſie, gehen ſingend hinein und ſetzen das Geſage fort.

Wie ein Lauffeuer verbreitet ſich in den Stänerhäuſern die Nachricht, daß Jakobus beim Kammerherrn geweſen iſt. Drinnen bei Per Holt ſiſen die Männer noch immer beſammen und unterhalten ſich.

Ein ſtiller Ernſt liegt über Per Holt.

„Ich ſebe wohl, die Schlacht iſt verloren!“ jagt er. „Die Linie iſt durchbrochen, und da ſie jetzt drinnen beim roten Jens ſiſen und trinken, kann ich mir wohl vorſtellen, wie das Ganze enden wird. — Wir ſind noch weit vom Ziel!“

Per ſenſt.

Aber gleich darauf hebt er wieder mutig den Kopf.

„Aber der Tag kommt doch, da unſere Sache ſiegen wird! Ich ziehe natürlich fort, aber Ihr könnt ja ebenſogut bleiben; es könnte ſogar ſein, daß Ihr die Sache wieder aufnehmen könnt!“

Die drei anderen Männer ſiſen ſo eigentümlich ſtill.

„Wenn Du es nun gut kriegſt, wo Du hinkommſt, Per, dann laß es uns wiſſen!“ jagt Niels Rön.

„Ja, das müßt Du uns verſprechen, Per!“ fügt Palle hinzu.

Der große Paul ſieht Per mit ſeinen gutmütigen Kinder-
augen an und jagt: „Dumm iſt es, daß Du auf dieſe Weiſe von uns gehſt. Aber eins verſpreche ich Dir,“ — Paul legt ſeine breite, knochige Hand bekräftigend auf den Tisch — „ſollte irgend jemand verſuchen, Dir was anzuhängen, da will ich ihm, Gott verdamme mich, den Buckel voll lauen!“

Gegen Abend geht Per Holt hinüber ins Kontor.

Kamm öffnet er die Tür, ſo fährt der Verwalter auf ihn los: „Für Sie bleibt die Tür geſchloſſen. Der Kammerherr will Sie nicht einen Augenblick länger auf ſeinem Gute ſehen, und in drei Tagen müſſen Sie die Wohnung geräumt haben!“

„Es iſt großartig, wie der Kammerherr und ich dieſmal einig ſind.“

„Doch hat der Kammerherr befohlen, Ihnen auch den kleinen Beitrag auszugeben, den wir alle vierzehn Tage zurückbehalten. Sie wiſſen ja, der Kammerherr iſt ein humaner Mann — ſo, bitte!“

„Ja, er iſt ein außerordentlich humaner Mann!“ Per lächelt bitter.

„Ich glaube wahrhaftig, Sie machen ſich noch über uns luſtig! Wiſſen Sie was, Per Holt, Sie hätten es verdient, daß man Sie mit den Hunden vom Hofe jagte!“

„Ich denke wohl, daß ein Tag kommen wird, wo man Ihnen und Ihresgleichen einen Manſkorb umbindet!“

Der Verwalter fährt raſend auf Per Holt los. Aber Per ſteht ruhig lächelnd da und blickt ihn mit ſeinen ſchwarzen Augen an. Da ruft der Verwalter: „Hinaus! Vom Gute kriegen Sie keinen Wagen, um Ihren Plunder wegzufahren! Hinaus!“

Zum letztenmal geht dann Per Holt den Fußſteig entlang, den die Gyldholmer Hänſler im Laufe vieler Jahre getreten haben.

Er überlegt vielleicht, wie weit die paar Groſchen, die er von dem Verwalter erhalten hat, reichen werden und ob für den Krämer etwas übrig bleibt; denn er flüſtert halblaut: „Daß man auch noch zum Spitzbuben werden muß, weil man arm iſt!“

Es iſt ein herrlicher Abend. Per bleibt vor ſeinem Hauſe ſtehen und löſt die Blicke über die ganze Umgebung gleiten, die er nun verlaſſen ſoll.

Weit draußen am Horizont leuchtet der Himmel auf in einem Bogen — wie wenn ein fernes Licht durch den Nebel ſchimmert.

Das iſt der Widerschein der tauſend Lichter und Laternen der naſen Stadt.

Dieſer Lichterſchein ſeſſelt Per Holt, und lange ſteht er im Anſchauen verſunken da.

Als erwecke der Anblick in ihm Gedanken und Träume.

18.

Zwei Tage ſpäter hält Miſſel Krat draußen vor Per Holts Wohnung mit ſeinem ſchwarzen, buckligen Gaul. Das Tier hat einen Schaden im Rücken und ähneln einem Kamel, mit Ausnahme des Kopfes, der ſtets ſchläfrig nach unten hängt.

Miſſel Krat ſelber ſieht aus wie ſein Gaul. Auch er

hat nämlich einen Buckel, so daß sein großer, viereckiger Kopf auf der Brust ruht. Seine Weste ist ständig naß von Speichel, da er stets eine Pfeife im rechten Mundwinkel hängen hat, die weder beim Lachen noch beim Sprechen herausgenommen wird. Und lachen und sprechen tut Mickel fast ununterbrochen, so daß fortwährend seine Zähne und die roten Gaumen hervorspringen.

Er und Per tragen den meist schadhafsten Hausrat heraus, wobei Mickel unausgesetzt den Mund laufen läßt.

„Nee, halt Per, laß uns erst die Sachen hier draußen hinstellen. Nachher laden wir dann auf, verstehst Du, hä . . . ja, das ist etwas, wovon Du nichts verstehst, Per, hä! Aber ich hab' doch den Frachtwagen gefahren, weißt Du wohl, hä, daher . . . So hat ja jeder sein Feld, hä!“

Mickel reibt ein Streichholz an und entzündet die Pfeife; das tut er häufig. Er bedenkt sich lange, bei jedem Stück, das sie herustragen und spricht davon, wo es auf dem Wagen untergebracht werden soll, und dazwischen erzählt er kleine Erlebnisse aus der Zeit, „wo ich noch mit dem Frachtwagen fuhr“.

Per dagegen geht schweigend ein und aus mit stillem, tief-ernstem Gesichtsausdruck.

„Hallo!“ sagt Mickel, „hier haben wir wohl die Biegel. Das ist etwas vom Allerwichtigsten; denn Kinder, weißt Du, hähä, die stellen sich immer ganz von selbst ein!“

Doch als siele ihm plötzlich etwas ein, fügt er schnell ernst hinzu: „Ja, ich weiß wohl, Per, man kann sie auch bald wieder los werden . . . ja, siehst Du, ich bin ja wohl für Spaß, Per, aber — sogar ein lockerer Zeißig pfeift manchen ernstern Ton!“

Sophie geht umher und besorgt bald dieses, bald jenes. Paus' Maren kommt, um ihr beim Baden zu helfen.

Maren macht eine kleine Pause und läuft nach Haus, um etwas zu holen.

„Es ist nur ein bißchen Unterbett, Sophie, Ihr habt ja, weiß Gott, gar kein Bettzeug!“

Sophie will etwas sagen, doch Maren unterbricht sie in ihrer gutmütig rauhen Art: „Pack Deinen Kram und halt den Mund!“

Viele Mobilien sind ja nicht da, und namentlich ist wenig darunter, das etwas taugt; wenn aber jede Kleinigkeit mitgenommen werden soll, nimmt es doch Zeit.

Endlich, trotz Mickels vieler Bedenken und umständlicher Reden, sind sie mit dem Aufladen fertig.

Sophie nimmt an Mickels Seite Platz. Sie hat ein kleines Kind auf dem Schoß und sieht gleichgültig vor sich hin, als wäre das Leben in ihrem Innern erloschen.

Der große Junge dagegen reitet hinten auf dem Wagen vergnügt auf einem Schemel.

Zulezt klettert Per Holt hinauf. Sein Antlitz sieht aus, als könne er nie wieder lächeln, und die Falten in seinen Mundwinkeln sind tief und bitter. —

„Sind wir nun so weit?“ fragt Mickel und sucht die Zügel zusammen. „Nun, Schwarze, vorwärts. Ja, es ist nicht gesagt, daß es ihr jetzt gerade paßt, hä, denn sie hat so ihre Küden, wie wir andern auch! Na, vorwärts nun, Kleiner!“

So fahren denn Mickel Krat und seine Schwarze Per Holt und die Seinen hinaus in das unbekannt Land.

Doch, wie sie sich der Pforte des Goldholmer Waldchens nähern, bevor die Bäume ihnen die Aussicht veriperren, schaut Per Holt zurück.

Und in der Ferne ziehen vierzehn Reiter und vierzehn Paar Pferde langsam den Weg entlang zum Brachfelde, wo die Pflüge ihrer warten.

Jugendliebe.

Von Hans Schmidt-Resiner.

Die beiden saßen in dem alten, plüschüberzogenen Sesseln der „guten Stube“, wo über dem Sofa nichts als die vielen Photographien hingen, wo am Fenster der runde Plumentisch mit seinen matten Blattpflanzen stand, wo der Schrank an der Wand und der Schreibtisch mit ihren formun sinnigen Aufsätzen von einer Zeit redeten, die wohl anderes zu tun hatte, als sich um Dinge des Geschmacks zu kümmern. Die beiden paßten da eigentlich nicht hinein. Er trug einen modischen, eleganten Anzug, hatte den Schnurrbart kurz gestutzt, hatte gepflegte Hände mit blanken Fingerringeln. Sie war ein Duff von lichtigem Weiß. In weichen Falten umfloß es ihre schlante Gestalt. Eine rote Blume, eine lebende, trug sie im dunkelbraunen Haar. Ihre Augen waren groß und schön und blühten, als wüßten sie von manchen Dingen, die viele nicht wissen.

Sie hatten Stil — alle beide! Und so paßten sie wenig in ihre gleichgültig-farblose Umgebung.

Paßten sie selbst zueinander? Ja und nein. Zwei junge stattliche Menschen, — wohl gleichen Alters und eben darum auch wieder der Mann so anders als das Weib, so viel, viel jünger! Aber das wußten sie wohl beide nicht. Ihr Wesen sprach in allem nur: wir sind für einander geschaffen!

„Ihre Frau Mutter ist nicht daheim, Lisa?“ hatte er gesagt, als er kam, und seine Augen waren leuchtend geworden.

„Nein, Honno, Mama wird sehr bedauern —“ hatte sie geantwortet und getan, als ob sie nicht lachen müßte. Zwölf Jahre ging's nun schon so, daß sie sich bei den Vornamen nannten, aber das „Sie“ bewahrten und alle die anderen lächerlichen Formen wie eine nützliche Wehr zwischen verfrühter Erobererlust und hingebenden Wünschen. Zwölf Jahre kannten sie sich. Mit der Tanzstunde hatte es begonnen, mancher Brief war geschrieben, manche Blume gesandt, mancher Reim versertigt. Ja, die Reime! In denen durste man „Du“ sagen, schon weil dann die Verse leichter flossen. Und doch war solch ein „Du“ nicht bindend, nicht allzu schwer zu nehmen.

„Es ist bei Ihnen noch genau wie früher — so traumlich!“ sagte er jetzt. „Ihre gute Mutter hütet Sie noch wie damals, wo wir uns öfter ärgerten?“

Warum sagte er das? Bei seinen Worten war es ihr, als atmete sie peinlich den Geruch der alten Möbel und dachte mit Bitterkeit der Mutter, die er lobte.

„Ja, wie damals! Es ist auch nur ein Zufall, daß Sie mich allein fanden,“ sagte sie und weiter: „Sie haben viel erlebt in den beiden letzten Jahren, seit wir uns nicht sahen? Sie haben mehr vom Leben gesehen als ich!“ Es klang herbe, wie sie so sprach.

„Das liegt doch wohl in der Natur der Dinge, daß der Mann mehr herauskommt,“ erwiderte er und strich sich den kleinen Bart. Fast lag in der Bewegung etwas Selbstgefälliges.

Sie betrachtete ihn genau. Was wollte er von ihr? Konversation machen? Bei einem Wiedersehen nach Jahren? Kaum bedachte sie, was sie sprach: „Ja, es mag wohl so sein müssen: man ist eine alte Jungfer, ehe man vom Leben wußte!“

„Alte Jungfer! Lächerlich!“ Er blidte sie voll an.

Wenn sie diese Augen sah, war sie immer froh gewesen. Nein, er hatte sich doch kaum verändert! Auch jetzt war's ihr, als würde es heller um sie.

Er stand unvermittelt auf. „Ich bin nur auf zwei Tage hier, Lisa!“ sagte er mit schwerem Ton in der Stimme.

„Ist also endlich deine Stunde gekommen?“ dachte sie, und in ein atemranbendes Freudegefühl mischte sich doch wieder ein Zweifel: gehörte er ihr auch wirklich heute noch ganz, er, auf den sie nun die langen Jahre wartete? — „Sie haben viel Dienst?“ sagte sie als Antwort teilnahmsvoll.

„Wie schön sie ist und wie liebenswert — noch immer!“ dachte er und wußte nicht, was ihn hielt, daß er nicht jetzt gleich zu ihr trat und sie in seine Arme nahm. Warum war er denn gekommen, wenn er das nicht wollte? Hatte er's nicht hundert und tausend Mal erwogen, daß es freilich junge, hübsche Dinger genug in der Welt gab, aber daß die Lisa doch besser und lieber war als alle anderen Frauen, daß ihn keine so glücklich machen würde wie sie. War's wieder nur — Korrektheit, was ihn hielt, oder was sonst? Er hätte es sich nicht sagen können. . . .

In dem langen Schweigen zwischen ihnen erhob sie sich leise. Ihre Blide hatten das Klavier getroffen. Das stand aufgeschlagen und Noten leuchteten vom Pult — Gesangsnoten.

„Sie singen noch immer viel?“ fragte er, froh über diese Worte, die ihm Zeit verschafften.

„Ich habe neuerdings wieder Unterricht!“ sagte sie und er hörte nicht, daß ihre Stimme dunkel klang, weil etwas ihr die Kehle preßte. „Bei einer Sängerin?“ fragte er wieder, kaum mit der Absicht, mehr als eine Unterhaltung zu machen.

„Nein, es ist ein Herr, — ein Professor von der Hochschule, der sich meiner angenommen hat“, kam ihre Antwort, und sie sah in diesem Augenblick den vor sich, von dem sie sprach, — einen Menschen, der sie heiß umwarb, der sie jeden Tag auf Knien bitten wollte, die Seine zu werden, den sie auch achtete und verehrte. Aber wartete sie nicht auf den, der jetzt nahe bei ihr stand, der jung war, leuchtend jung und schön, anders wie der andere mit den ersten grauen Fäden im Haupthaar. Und hatte sie nicht Rechte auf die Erfüllung tausend selbiger Träume in zwölf Jahren, — Träume, auf denen der Schimmer fast kindlicher Sehnsucht ruhte und die darum so durch nichts aufzuwiegen waren? Ja, sie hatte ein Recht! Und als er nun ein gedehntes „So . . .“ hören ließ, sagte sie wie in Trost: „Es ist ein berühmter Mann, Hamo, und ein wunderbarer Musiker!“

„Wie heißt er?“ stieß er hervor und trat ihr nahe. Er fühlte deutlich, daß hier etwas Feindliches war — etwas Starkes, das reizte ihn. Das litt er nicht! Dazu liebte er denn doch seine Lisa zu sehr — seine alte treue Jugendliebe! Wer wollte zwischen ihn und sie? — Jähe Eifersucht trieb ihn das Blut ins Angesicht. Er griff nach ihrer Hand. Sie sah ihn fragend, wie gleichgültig an, aber in ihr lächelte die Klugheit des Weibes. Und da, plötzlich, hatte er sie umschlungen. Seine Linke preßte ihren Leib gegen den seinen, die Rechte tastete wild und scheu über ihre braunen Flechten, seine Augen verbrauchten ihr Gesicht.

Ein wohlige Zittern überließ sie. Ah, das war er! Das war ihr Feld! Ihre Jugend. Nun nahm er sie! Nun kam das Glück! —

Ihre Knie wankten. Er hielt sie und jetzt, jetzt fühlte sie seine Lippen auf den ihren. . . O, warum hatten sie sich nie geküßt, warum nie in den Armen gehalten, zwölf Jahre der Liebe — zwölf lange, lange Jahre! O Leben, o Jugend! o wunderbare, heilige Blüten in Schmerzen und purpurnen Wonnen!

Als nach Minuten ihre Augen sich zum ersten Male wieder klar sahen, führte er sie zu einem Sessel. „Nun bist Du mein!“ sagte er fest und laut. „Nun kann Dich mir kein anderer nehmen!“ Er ging im Zimmer auf und ab.

Sie hörte seine Worte und hörte sie doch kaum und dachte nur eines: Warum ist er nicht bei mir und denkt an nichts und küßt mich? Aber er stand am Fenster — schaute hinunter — hatte sich straff aufgerichtet, als wenn er Pläne machte. Pläne? — Zukunft? — In dieser Stunde?

„Hanno!“ sagte sie leise. Zitternd kam der Ton zu ihm. Er drehte sich ihr zu, ab er blieb, wo er war, — wie gebannt. Auf ihren Gesichtszügen lag etwas, das ihm neu war, und doch auch wieder nicht ganz neu, — nein, heimlich gefürchtet, — eben noch, als er auf die Straße hinaus sah und kaum wußte, was er dachte.

Tiefe Schatten umrandeten Lisas Augen. Ihr Mund war schlaff, ihre Wangen blaß. Etwas Wehes, Welkes vertiefte ihre Züge. Aber das machten ja nur die dunkelgrünen Fenstervorhänge! Die warfen ihre grämlichen Töne auf sie. Und doch, wie war sie früher anders gewesen. Herrgott, was hatten ihr allein die beiden letzten Jahre angetan!

Langsamer als er wollte, kam er nun wieder näher. Ihm war, als wenn er plötzlich müde würde. Und doch kniete er noch vor ihr nieder. Und doch sagte er wieder: „Nun bist Du mein!“ und streichelte ihre Hand und dachte dabei nur eins: „Wie wird nun das Leben werden? Habe ich das nicht alles bedacht, ehe ich heute hierher kam? Habe ich es nicht gewollt? Und warum schnürt mir etwas die Kehle zu, daß ich nicht ein zweites Mal tun kann, was ich so oft ersehnte? Warum lässe ich sie nicht wieder wie eben noch?“

Und sie vor ihm wartete. Einen Weilchen war's ein seliges Harren. Aber nun, wie sie ihn nahe sah und das eigene, gemachte Lächeln um seine Lippen, da schoß ihr mit einem Male ein plötzliches Erkennen auf, und sie lehnte sich weit zurück. Jetzt griffen seine Hände nach ihr und, als suchten sie, was doch schon verloren war. Jetzt wollten seine Lippen doch wieder zu den ihren! Aber sie bog sich weiter noch hintenüber, starrte ihn wie in Angst und Entsetzen an und wußte klar die Fragen, die er sich selbst stellte, und schmerzlich klar auch ihre Antworten!

Indes nahm ihm ihr Wehren, der Duft ihres Körpers, die weiche Berührung der Arme, die ganze Nähe des Weibes endlich das verstandesmäßige Gräßeln. In seinem Blick flammte dasselbe Feuer auf wie vordem. „Lisa!“ hörte sie seine Stimme heiser flüstern. Da kämpfte sie schwer einen einzigen Augenblick. Dann entglitt sie ihm und stand auf.

Er sah nicht den totraurigen Blick, der ihn traf. Lächelnd stand sie vor ihm. — Wie durfte sie nun so lächeln!

„Hanno“, sagte sie mit merkwürdiger Freundlichkeit, „laß, laß sein! Du irrst! Wir sind nicht mehr für einander. . .“

„Aber was ist . . .?“

„Nein, Hanno, sei still. Ich will nicht lügen: ich liebe Dich sehr, — sehr. Aber ich bin nun doch zu alt geworden und Du zu jung geblieben — beim Warten. Das Warten ist ein eigen Ding. Das weiß ich jetzt. Es war schön, daß wir gleichen Alters sind, — früher! Heute nicht mehr!“

Wieder wollte er sie unterbrechen und fühlte doch, daß er mit jedem Einwand lügen mußte. Aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Du hast noch so viel vor Dir, Hanno“, sagte sie, „Du solltest überhaupt nicht warten, ehe Du Dich bindest! Und wenn wir zwei uns heiraten, da wäre ich eine alte Frau, wenn Du in der frischesten Kraft ständest. Ich glaube, Du brauchst auch etwas ganz anderes als ich es bin, — jetzt. Es geht nicht, es geht nicht an, Hanno. Ich gebe Dich frei!“

„Aber Lisa, wie kannst Du so sprechen! Immer habe ich mich nach Dir geseht! Keine Frau versteht mich wie Du, keine Liebe ich wie Dich! Und dann, — nach dem, was heute, — eben gewesen ist —“

Sie senkte tief, aber sie sah ihn glücklich an. „Was eben gewesen ist? Unser erster Kuß? Unser einziger Kuß? Ach, Hanno, wolltest Du ihn mir nicht gegeben haben?“

Da stürzte er auf sie zu. Wie schön sie nun wieder war, wie frauenhaft erhaben, wie gütig, wie herrlich! Aber wie sie ihn auch diesmal mit geschickter Hand abwehrte, wie war sie da so fern! — Was war es nur, — was hatte sie so gewandelt? Und warum zögerte er, ihren Widerstand zu brechen? Warum hatte sein Allerinnerstes aufgezmet, als er es hörte, das Wort: Ich gebe Dich frei!

„Geh, Hanno, geh, laß' mich allein! Alles Glück Dir im Leben! Es kann Dir nicht fehlen. Ich will auch weiter an Dich denken, aber Du mußt frei sein. Ich will es so!“ . . .

Im Zimmer war es nun lange ganz still. Die Sonne schien ins Fenster und spielte auf dem Muster des Teppichs. Kleine Stäubchen tanzten goldig in ihrem Lichte, und doch war alles so grau. Ihm war, als schwände etwas einmal Befessenes, Herrliches, Großes in unerreichbare Fernen. Sie lächelte ihn an und kämpfte gegen die Tränen. Und beide meinten doch, daß jeder neue Händedruck, ja gar ein zweiter Kuß sie tangen könnte in Schlingen und Banden, die ein langes Leben unerträglich machen mußten.

„Wie seltsam,“ sagte er mit leiser Stimme, „zwölf Jahre liebten wir uns, sagten es uns nicht und wußten es doch. Hundertmal trieb es mich, Dich zu küssen, ach, wie oft! Und nun, im Augenblick, wo ich es tat, schidst Du mich fort!“

„Wie seltsam,“ dachte sie, „sind die Männer, daß sie erwidern und betrachten können, wo ihr Herz verbluten sollte!“ Und doch war es ihr ein Trost, weil — sie ihn so liebte.

„Geh!“ sagte sie wieder, „laß' mich allein!“ Fast hätte sie hinzugefügt: sei barmherzig! Aber noch hielt sie an sich.

Da ging er. „Du hast es so gewollt, Lisa!“ sagte er und wußte nicht, daß sein Trost knabenhaft war und log. „An mir lag es nicht! Wenn Du wüßtest, was Du mir nimmst!“

„Laß' mich wünschen, Hanno, daß es viel ist! Dann wirst Du einmal desto reicher werden!“

Das verstand er nicht. „Sie ist in der That merkwürdig geworden!“ dachte er und empfand ihre Ueberlegenheit peinlich. „Und wie alt, — richtig alt sie vorhin aussah, — nach dem — Kuß!“

In der Tür reichte sie ihm die Hand. „Hanno“, sagte sie leise, „Du sollst mir nichts gegeben haben. Nimm es wieder!“ Und ehe er sich's versah, hatte sie seinen Kopf ergriffen, herabgezogen und seine Stirn geküßt. Gleich darauf stand er, fast von ihr gedrängt, draußen und die Tür war geschlossen.

Der Kuß auf der Stirne brannte ihn. Er war ihr gram um dessenwillen. Langsam stieg er die Treppen hinab. Dieses Mütterliche! Wo sie das nur her hatte mit einem Male? Nein, sie mochte wahrhaft recht haben: es war besser so! —

Oben stand sie am Fenster. Tränenlos sah sie ihm nach. Wie gerade und aufrecht er dahinschritt — wie leicht! Das Leben, die Jugend! Ihrer Jugend Held! — Da stöhnte sie tief auf und sank in den nächsten Stuhl. Nun weinte sie doch lange, lange. . .

Dann schlug draußen hell und scharf die Glocke an. Lisa erhob sich. Sie trönete die Tränen. Den Klang kannte sie: da stand jetzt der andere vor der Türe, der gereifte Mann. Für den war sie die Jugend! Der würde ihr die Stirne küssen! Das hieß die Stellung zum ganzen Leben ändern! Aber es war ja wohl auch richtiger so. Vielleicht brachte es gar ein Glück — wenn auch ein anderes. Sie wollte es nun doch versuchen. Sie preßte die Lippen aufeinander und ging, um zu öffnen. . .

Kleines Feuilleton.

Geistliche Viehzucht. Der französische Schriftsteller Alex. Will erzählt im „Reveil du Nord“: Eines Tages durchblättere ich eine Zeitung. Da fiel mein Auge auf folgende Anzeige:

Sichere Beschälung
außerordentlich einfaches Verfahren
Abbe Croquignol.
V . . . (Gironde)

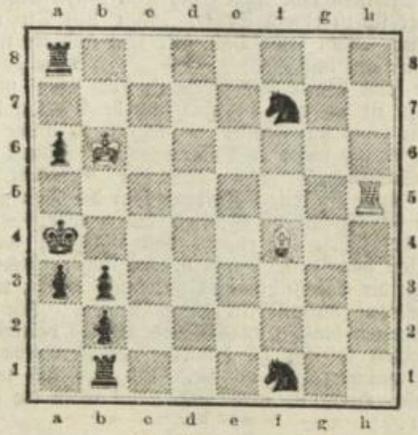
Warum sollen sich die Geistlichen nicht auch mit der Vermehrung des Pferde- und Rindviehbestandes beschäftigen? Es ist daher höchst anerkennenswert, wenn Herr Abbe Croquignol ein außerordentlich einfaches Mittel erfunden hat, um die Beschälung sicherzustellen. Hoffentlich macht er jedoch das Gelingen nicht von der Gläubigkeit derer abhängig, die gegen gutes Geld das Mittel von ihm erwerben. Das außerordentliche Mittel zur sicheren Beschälung muß unbedingt ein interkonfessionelles sein. In Mecklenburg haben wir bereits patriotische Stiere, die vaterlandslose Kühe nicht bespringen dürfen. Wir haben in Steiermark den Fall gehabt, daß nach einem schlechten Ausfall der Wahlen der Abt des reichen Klosters Admont den Klosterkter zum Jölibat verurteilte, indem er alle ungläubigen Kühe zurückwies. Das sichere Beschälverfahren des Abbe Croquignol sollte daher interkonfessionell sein.

Aus der Natur.

Schneeglöckchen und Bienen. Bündelweise werden sie jetzt feilgeboten, diese weißen Glöckchen, die, wenn es fein muß, auch eine dünne Schneelage durchbrechen und so den Sieg der Frühlingssonne über Frost und Schnee besser symbolisieren als irgendeine andere unserer Frühblumen. Während das Schneeglöckchen in Schlesien und Böhmen häufig wild wächst, treffen wir es in der Mark Brandenburg häufig in Gärten, nirgends im Freien. Vielleicht wirkt es darum um so stärker auf den Bewohner der Großstadt, nachdem der Flor seiner Hyazinthen zwischen den Fensterscheiben verblüht ist. Vom grünen, eiförmigen Fruchtknoten hängen drei längliche, milchweiße Blumenblätter herab, die gewöhnlich zusammenneigen. Sie schließen drei andere weiße Hüllblätter ein, die fast nur halb so lang, an der Spitze ausgehöhlte sind und röhrenförmig aneinander schließen. Außer sind sie an der ausgerundeten Spitze mit je einem grünen, halbmondförmigen Fleck gezeichnet, innen der Länge nach grüngestreift. Schneiden wir eine Blüte samt Fruchtknoten der Länge nach durch, so sehen wir die jungen Samenanlagen und innerhalb der inneren Blumentröhre sechs kurz gestielte, rotgelbe Staubbeutel, die den dünnen, langen Stempel, der aus dem Fruchtknoten entspringt, dicht umgeben. Der Stempel ist länger als die Staubgefäße. Wenn wir Blumen mit solchen auffälligen Zeichnungen, verschiednen langen Blumenblättern usw. treffen, so können wir immer schließen, daß Anpassungen an bestimmte Insekten vorliegen. In diesem Falle sind es die Bienen, die um diese Jahreszeit nur

Schach.

Unter Leitung von E. Klavin.
Unser Turnier. Motto: „Trio II“.



2+ (19-24. 1)

einen schwach gedeckten Tisch vorfinden und daher dem Säueglöckchen, wo sie reichlich wachsen, zusprechen.

Wenn die Sonne scheint, breiten sich die drei äußeren Blütenblätter aneinander und die innere Blütenröhre mit den grünen Flecken wird sichtbar. Der Botaniker bezeichnet solche und ähnliche Flecke und Streifen auf Blütenblätter als Saftmale. Es wird angenommen, daß sie den Insekten den Weg zum Blütenhonig, zum Nektar zeigen. Wir wissen nicht, ob und was sich die Biene bei diesen grünen Begleitern vorstellt, jedenfalls versteht sie es, richtig anzufliegen, sich festzuhalten und mit Kopf und Vorderleib tief in die innere Röhre einzutauchen, um den Blütenstaub einzusammeln. Auf der inneren Seite der Röhre wird Nektar abgefordert, den die Biene schleckt; dabei stößt sie auf die Antheren (Staubbeutel) die die Biene dafür gründlich auf Kopf und Rücken einprübelt. Kommt sie so bestäubt zu einer anderen Blüte, so wird der Stempel, der weit über die Staubgefäße ragt, durch die bestäubte Biene mit Blütenstaub (Pollen) beladen, der nicht aus derselben Blüte stammt. Das ist das im Prinzip der Pflanzenwelt so überaus verbreitete Prinzip der Kreuzbefruchtung oder der Verhinderung der Selbstbefruchtung, das in zahlreichen Modifikationen angetroffen wird und die Inzucht verhindert oder stark einschränkt. Die hängende Stellung der Blüten verhütet die Störung durch Regen. Weibchen der Bienen aber aus, so bewirkt diese Stellung auch, daß der Pollen zuletzt beim Ausfallen das Ende des Stempels trifft und so Selbstbefruchtung zustande kommt, die gegen völlige Unfruchtbarkeit der Blüte noch das kleinere Übel bildet. L.

Medizinisches.

Die Magenverengung. Die Magenverengung ist in den meisten Fällen die Folge einer Verengung des Magenpförtners, letztere veranlaßt durch Krebs oder Narben oder Geschwürsbildung. Dann ist der Magen nicht mehr imstande, seinen Inhalt vollständig in den Darm zu entleeren. Die Speisen bleiben dann zum Teil im Magen liegen und sammeln sich dort in größerer Menge an. Dadurch wird allmählich die Ausdehnung bewirkt. Die Erweiterung kann sehr hohe Grade annehmen. Ein erweitertes Magen kann auf das drei- bis vierfache vergrößert sein und während ein normaler Magen höchstens 2 Liter faßt, erreicht er eine Fassungskraft von 10 Litern. Oft entwickelt sich eine Erschlaffung des Magens durch Muskelschwäche des Magens, sie ist nicht selten Teilerscheinung eines schlaffen Organismus und allgemeiner, zuweilen angeborener Muskelschwäche, häufiger aber ist sie die Folge von Blutarmut, Neurasthenie und chronischer Magenentzündung. Dit findet sie sich bei Personen, die eine sitzende oder sitzende Lebensweise führen und sich wenig bewegen. Bei der Erweiterung verweilen die Speisen länger im Magen, als dies unter normalen Verhältnissen der Fall ist, besonders dann, wenn größere Mahlzeiten eingenommen werden. Manche Formen von Magenverengungen machen gar keine Beschwerden. In den meisten Fällen stellen sich jedoch Magenbeschwerden ein. Der Appetit ist meist gering, zuweilen aber besteht förmlicher Heißhunger. Die Speisemassen stagnieren und gären und sie erzeugen ein Gefühl von Völle, Spannung und Druck. Es kommt zum Aufstoßen von teils saurem, teils sauligem Mageninhalt, auch können übelriechende Gase aufsteigen. Von besonderer Bedeutung ist das Erbrechen angestauter Speisemengen. Diese werden zeitweise in ein- oder mehrschlägigen Zwischenräumen häufig nachts oder morgens in großen Mengen, die mehrere Liter betragen können, erbrochen. Nach dem Erbrechen fühlen sich die Kranken in hohem Maße erleichtert. Im Erbrochenen finden sich oft Reste von Speisen, die mehrere Tage oder Wochen vorher gegessen waren. Die Kranken klagen über ein Gefühl von Trockenheit im Munde und über qualenden Durst; je mehr Nahrung in fester oder flüssiger Form aufgenommen wird, um so mehr steigert sich der Durst. Die Haut wird rauh und trocken, ebenso zeigen die Schleimhäute auffallende Trockenheit wegen Wasserberarmung des Körpers. Der Ernährungszustand leidet infolge der mangelhaften Ausnutzung der genossenen Speisen in hohem Grade. Die Kranken mageren ab, sehen elend aus, haben eine fahle Farbe, klagen über Schwindel und Schwächegefühl und leiden an Schlaflosigkeit.

Ist die Ursache der Magenverengung ein Krebs oder eine Geschwürsnarbe, so ist operative Behandlung nötig. Bei einer Geschwürsnarbe gewinnt der Magen durch eine erfolgreiche Operation seine frühere Leistungsfähigkeit wieder und es kann völlige Heilung eintreten. Aber auch durch innere Behandlung ist eine erhebliche Besserung zu erzielen, wie überhaupt in jedem Fall von Magenverengung durch innere Behandlung ja zuweilen Heilung erfolgen kann. Die Hauptsache ist die Diätbehandlung, bestehend in kleinen Mahlzeiten in kürzeren Zwischenräumen, dann kommen Wasserbehandlung, Massage, Elektrizität und Medicamente in Betracht. Die Hauptbehandlungsmittel sind Magenanspülungen, die zuerst von Prof. Kufmann vor zirka 35 Jahren in der Behandlung von Magenverengung eingeführt wurden. Durch die Magenanspülungen werden die stagnierenden und meist in Gärung befindlichen Reste aus dem Magen entfernt. Die Kranken fühlen sich selber nach der ersten Anspülung wie neugeboren. Der Magen wird entlastet, das Erbrechen, die Völle und der Druck im Leibe hören auf. Häufig bessert sich der Appetit, Durst und Verstopfung lassen nach. Die Diät anlangend, so wird eine gemischte, leicht verdauliche, konsistente Kost empfohlen. Alkohol ist verboten.

Beim Borgabeispiel pflegen Meister bis zum letzten Kiangzug die Plünte ins Korn zu werfen, so erdrückend das materielle Uebergewicht des Gegners auch sein mag. Denn mancher Partner findet oft unerwartet gerade den einzigen, wenn auch noch so versteckten Verluszug. Zur Illustration dieser bekannten Fähigkeit von Stümpfern teilt uns Meister Niemzowitsch folgende aus einer Springer-vorgabe resultierende Stellung mit. Weiß (Niemzowitsch) Kg1; Dh6; Te1; Tt3; Ld3; BB: a2, b2, c2, g2, h2. Schwarz (H. Hofmeister. Am Zuge.) Kg8; Dd5; Tt8; Tg7; Le6; Le5; Sc6; Sf6; BB: a7, b7, c7. Schwarz hat drei Figuren gegen zwei Bauern bei meinnehmbarer Stellung. Jeder plausible Zug gewinnt leicht. Es gibt jedoch einen einzigen Zug, der verliert, und der geschah: 1. Sg4? Man sollte kaum glauben, daß dieser plausible Zug sofort einen Turm und zwei Figuren kostet. Es folgte: 2. Lh7!; Kh8; 3. T×Tt; Tg8!; 4. L×Tt; S×D; 5. L×L7; Kg7; 6. L×D, K×T; 7. L×S, L×b2; 8. L×b7 und gewann.

Damenbauerneröffnung.

Moskau, 8. Februar 1914.

1. Capablanca. O. Bernstein.

Anmerkungen von Bernstein.
(Die eingeklammerten von uns.)

- 1. d2—d4 d7—d5
- 2. c2—c4 c7—c6
- 3. e2—e3 e5!
- 4. b. 4. de, d4; 5. Se4, Da5?
- 6. Sd2, Sd7!; 7. Se3, S×e5?
- 8. S×S, D×S; 9. Se3, Lb4?
- 10. La2, Dd6; 11. S×d4, D×c8;
- 12. L×L, D×b2; 13. Tb1, D×a2!
- 14. Te1, e5; 15. Le3, Sf6; 16. Dd6, Da3; 17. Te2, Le6; 18. Dg3, Db3;
- 19. Te1, Td8; 20. f3, Ta1?; 21. T×T, D×L7; 22. Kf2, 0—0 zc.

Am stärksten ist wohl 3. Se3! de; 4. e3, b5; 5. a4, Db6; 6. a6, e6; 7. b3, e6; 8. Se5, Sf6!; 9. D×b3, e6; 10. L×b5?, Sbd7; 11. Se3, Tb8; 12. La3, a6; 13. L×S?, S×L; 14. Da4, L×L; 15. D×L, Db4 mit etwa gleichem Spiel, z. B.: 16. De1, S×S; 17. d×e5, 0—0; 18. Tb1?, D×S?; 19. D×D, T×T?; 20. Ke2, T×T zc.)

3. Sg8—f6
(Zürker: 3. Lf5; 4. Db3, De7; 5. ed, ed; 6. Se3, e6 zc.)
4. Sb1—c3

Auch Sd2, was in moderner Zeit für stärker gilt, bringt keinen Vorteil.
4. c7—e6

(Geht ist diese Einperrung des Le5 nicht so unbequem, weil auch Le1 eingeperrt ist)

5. Sg1—f3 Sbs—d7
6. Lf1—d3

(Auch bei 6. b3, Lb4; 7. Ld2, 0—0; 8. Ld3, Te8; 9. 0—0, e5 hat Weiß keinen Vorteil, weil 10. cd5? wegen 10. . . . L×S; 11. L×L, e4 unmöglich ist.)
6. d5×c4

Die Bücher empfehlen Ld6. Der Zertzug ist besser. (Zuerst von Klavin gegen Schlechter gespielt.)

- 7. Ld3×c4 b7—b5
- 8. Le4—d3
- (Zu Versuch! am Lb3.)
- 8. a7—a6
- 9. 0—0
- (Vorziehen a2—a4!)
- 9. c6—c5
- 10. d4×c5
- Weiß spielt auf Remis. (Aggressiver war De2?)
- 10. Sd7×c5
- 11. Ld3—e2 Le8—b7
(Besser zuerst Dd8—b6.)
- 12. Dd1×d8? Ta8×d8
- 13. Tf1—d1 Td8×d1?
- 14. Sc3×d1 Lf8—d6
- 15. b2—b3 Sf6—d5

Somit gelang Schwarz nicht dazu, mit 17—16 den Lb2 einzuführen.
16. Le1—b2 f7—f6
17. Sd1—c3 Sd5×c3
17. Sb4; 18. Td1! (a3?, S×b3!) nebst a2—a3.
18. Lb2×c3 Sc5—e4
19. Le3—e1 Ld6—a3
Verhindert a2—a4.

- 20. Sf3—d4
- 20. Sd2?, Sc3, drohend Lb2.
- 20. e6—e5
- 21. Sd4—e2 La3—b2
- 22. Ta1—b1 Lb2—c3
- 23. Le2—f3 Le3×e1
- 24. Sc2×e1 Se4—d2
- 25. Tb1—c1 Sd2×f3?
- 26. Se1×f3

Auf g×f3 würde Schwarz mit Kd7 das bessere Endspiel erlangen.

- 26. Ke8—d7
- 27. Sf3—d2 Lb7—d5
- 28. e3—e4 Le5—e6
- 29. f2—f3 Kd7—d6
- 30. Kg1—f2 Remis.